

JOURNALISMUS MACHT SCHULE Projekttexte der Schüler. Heute: Medienkurs 10. Klasse, Helmholtz-Gymnasium

In Zahlen

21 Mrd Mal wurde im Jahr 2017 in Deutschland bargeldlos bezahlt – Trend: zunehmend

103 Euro Bargeld hat jeder Deutsche durchschnittlich im Portemonnaie

Geliebtes Bargeld
Quelle: Zahlungsverkehrsstatistik Deutsches Bundesamt, Europäische Zentralbank

Bargeld, EC-Karte oder Chip?

Bezahlen ohne Bargeld kann viel Zeit sparen

„Auf keinen Fall!“, lautete die klare Antwort des Experten der Mittelbrandenburgischen Sparkasse (MBS) auf die Frage, ob die MBS schon plane, das kontaktlose Bezahlen in den Körper zu integrieren.

Auch bei einer Umfrage in der Brandenburger Straße waren die Reaktionen auf diese Frage ähnlich. Die Schweden diskutieren hingegen schon darüber, das Bargeld endgültig abzuschaffen. Dort ist es mittlerweile keine Science-Fiction-Vorstellung mehr, sich RFID-Chips zum Bezahlen in den Körper implantieren zu lassen. Wird Deutschland sich etwa nie von seinem geliebten Bargeld trennen?

Hierzulande laufen immer noch 80 Prozent aller Zahlungen über Bargeld ab. Übersichtlichkeit und Anonymität sind zwar klare Vorteile des Bargelds, jedoch sind andere Bezahlmethoden deutlich schneller. So braucht der Kunde nur wenige Sekunden zum Zücken der Kreditkarte und Eintippen der PIN, während das mühsame Herausklauen von Münzen und die Ausgabe des Rückgelds

Ob wir Bargeld auch in Zukunft haben, liegt bei uns

manchmal bis zu 30 Sekunden dauern können. Das entspricht rund 500 Stunden wertvoller Lebenszeit. Und wer möchte sich den Unmut der anderen Kunden zuziehen, die dieser Wartezeit ausgesetzt sind? Dennoch gibt es auch bei uns neue Entwicklungen zum Thema Bezahlmethoden. Durch NFC-Chips wird es uns ermöglicht, sowohl mit dem Handy als auch mit Karten kontaktlos zu bezahlen.

Mit diesem Thema beschäftigen sich auch Experten der MBS, die sich verstärkt für die Entwicklung solcher Chips in Karten einsetzen. Ob diese Bezahlmethoden Normalität werden, wird jedoch immer von der Akzeptanz der Kunden abhängen. Somit gibt es zurzeit viel mehr Online-Banking-Kunden als solche, die über das Handy bezahlen. Monatlich werden etwa 200.000 Online-Transaktionen verbucht, während es gerade einmal 2.000 Zahlungen über das Handy gibt.

Zurzeit klingen implantierbare Chips nach Zukunftsmusik, in Schweden gibt es aber schon heute mehr als 400 Menschen, die sich einen solchen Chip einpflanzen ließen. Ob wir Bargeld auch in der Zukunft in den Händen halten werden, liegt bei uns. Wir sollten jedoch keine Angst vor Veränderung haben, da wir sonst wertvolle Lebenszeit verlieren.

CONSTANZE KNÜPFER, CHARLOTTE EGGERS



Ohne Bares. Schüler sprechen mit den Experten der MBS. Foto: Ottmar Winter



In Ketten. Lästige Kettenbriefe verbreiten sich per Smartphone besonders leicht und schnell. Oft ängstigen sie Kinder und Jugendliche, sind meist jedoch harmlos. Foto: Viktoria Höving

Mörderische Briefe?

Kettenbriefe klingen oft bedrohlich, sind jedoch meist harmlos. Trotzdem sollte man vorsichtig sein, denn manchmal enthalten sie Schadsoftware

VON VICTORIA HÖVING

Wenn du diese Nachricht nicht an zehn weitere Kontakte schickst, wird dir das gleiche zustoßen wie Tom. Tom hat diese Nachricht nicht an zehn weitere Kontakte geschickt und drei Tage später ist seine Mutter bei einem Unfall ums Leben gekommen.

Kettenbriefe. Sie klingen oft bedrohlich, jagen vielen Angst ein und verursachen schlaflose Nächte voller Sorgen. Die Drohungen in den Nachrichten werden oft durch Beispiele verstärkt. Wenn dann noch aus Zufall etwas passiert, lässt den Empfänger die Angst nicht mehr los. Natürlich gibt es auch andere Kettenbriefe. Es sind dann kurze schöne Texte, die oft dazu da sind, einem anderen Menschen zu sagen, wie toll er ist. Doch am Ende steht, wie auch in den Droh-Kettenbriefen, eine Aufforderung, die Nachricht an eine andere Person weiterzuleiten. Es gibt noch viele andere Arten von Kettenbriefen. Ein Brief ist dann ein Kettenbrief, sobald er eine Aufforderung zum Weiterschicken beinhaltet.

Kettenbriefe an sich gibt es schon lange, viel länger als es WhatsApp oder das Internet gibt. Die ersten Kettenbriefe waren einfache Briefe. Diese Briefe enthielten dann oft kleine Aufgaben. Zum Beispiel sollte man jemandem eine Postkarte schicken oder aus dem Rezept und dem Hefepilz, die sich im Inneren des Briefes befanden, einen Kuchen backen und einen neuen Hefepilz mit Rezept weiterschicken, sodass jemand anderes sich einen Kuchen backen konnte. Die Adressen der neuen Empfänger waren dann untereinander aufgelistet. Oft waren das unbekannte Adressen. Manchmal gab es auch Kettenbriefe, die die nationalen Grenzen überschritten und teilweise bis nach Amerika gingen. Doch auch damals gab es wie heute schon Drohbriefe.

Doch so bedrohlich diese auch klingen mögen – Kettenbriefe sind generell ungefährlich. Solche Briefe dienen einzig und allein dem Zweck, Angst hervorzurufen.



Lieber ignorieren. Kettenbriefe zu lesen, lohnt sich nicht. Foto: Karl-Josef Hildenbrand/dpa

Leider gelingt ihnen das häufig, obwohl den meisten Menschen die unsinnigen Inhalte bewusst sind.

Trotzdem sollte man vorsichtig mit solchen Nachrichten umgehen. Sie könnten Viren oder Schadsoftware beinhalten, die dem Computer oder Handy schaden könnten. WhatsApp hat sich für die Minimierung der Kettenbriefe im Internet eingesetzt. Jeder sieht nun, wenn Nachrichten weitergeleitet wurden. Mit einem Update soll es möglich sein, eine Nachricht nur noch drei Mal weiterzuleiten.

Doch ob diese Maßnahmen es wirklich schaffen, Kettenbriefe zu minimieren, ist fraglich. Kettenbriefe sind ein Phänomen unserer Gesellschaft, das man nicht so schnell aus unserem Alltag verbannen kann. Falls man doch einen Kettenbrief geschickt bekommt, sollte man ihn, sobald eine Drohung enthalten ist, nicht weiterschicken. Insbesondere nicht die mit einem Link. Diese könnten einen auf Seiten leiten, die einem selbst oder dem Handy schaden. Daher sollten solche Nachrichten am besten sofort gelöscht werden. Dagegen kann man Kettenbriefe mit freundlichen und harmlosen Inhalten natürlich an Freunde und Familie weiterleiten, solange der Empfänger sich nicht unter Druck gesetzt fühlt.

Unerwünschte K(l)ettenbriefe

Sie sind lästig, verbreiten Unwissen und Angst. Kettenbriefe verbreiten sich innerhalb kürzester Zeit rasant. Die Konzerne steuern dagegen

VON NORA SIMONN

Wie aus dem Nichts geistern sie eine zeitlang durch die sozialen Netzwerke, um nach einiger Zeit genauso schnell wieder zu verschwinden. Dabei sind Kettenbriefe kein neuzeitliches Phänomen. Vor den Zeiten des Internets noch mühevoll mit Hand geschrieben und in den nächsten Briefkasten geworfen, war der Aufwand damals aber relativ groß. Das Versprechen, viele Antworten zu erhalten, blieb jedoch meist unerfüllt. Im Zeitalter der digitalen Medien stieg mit der Zahl der Kontakte auch die Reichweite dieser Nachrichten.

Dabei sind die Gründe, Kettenbriefe zu verfassen genauso vielfältig wie deren Inhalte. Manchmal wird auf ein aktuelles Thema Bezug genommen, um möglichst viele Menschen zu erreichen und zu einer Aktion aufzurufen. Ein Beispiel hierfür ist der Kettenbrief, der mit dem Hashtag #saveyourinternet versehen gegen Artikel 13 der geplanten EU-Urheberrechtsreform aufrufen will. Der Text ist mit Halbwahrheiten und Übertreibungen gespickt und droht damit, dass große soziale Netzwerke wie YouTube, Instagram und Facebook gesperrt werden, falls der Text nicht entsprechend oft geteilt wird.

Wirklich problematisch wird es, sobald der Inhalt der Kettenbriefe mit Drohungen oder Links zu unseriösen Websites verknüpft ist. Gerade unter Kindern und Jugendlichen kann Unsicherheit über den Wahrheitsgehalt solcher Texte herrschen. Gruseligkeiten wie die auf einer japanischen Kunstfigur beruhende „Momo“ drohen damit, den Empfänger heimzusuchen und ihm etwas anzutun, sollte dieser nicht den gestellten Forderungen nachkommen. Aus Angst vor den Konsequenzen, oder auch aus Gruppenzwang, werden Kettenbriefe an Freunde und Bekannte weitergeschickt. Dann ist es Aufgabe der Eltern, über die Gefahren aufzuklären und gegebenenfalls die Nachrichten zu löschen.

Da Kettenbriefe nach einer Art Schneeballsystem funktionieren, verbreiten sich die Nachrichten innerhalb kürzester Zeit so weit, dass die Ursprünge kaum nachvollziehbar sind. Gerade wenn die Texte nicht auf öffentlichen Seiten geteilt werden, ist es so gut wie unmöglich, das Original ausfindig zu machen. Auch nach Jahren sind die Texte noch auf vielen Geräten erhalten und tauchen nach einiger Zeit häufig in leicht abgewandelter Form wieder auf. So kann es passieren, dass aus einem einfachen Kettenbrief eine Art „Klottenbrief“ wird, dessen Verbreitung kaum verhindert werden kann.



Unheimlich. Kettenbriefe machen häufig Angst. Foto: djedzura/Getty Images/iStockphoto

Die Netzbetreiber sind sich der Problematik bewusst und versuchen durch Updates die Verbreitung von Kettenbriefen zu reduzieren. Der WhatsApp Messenger-Dienst hat hierfür die Funktion eingeschränkt, Texte gleichzeitig an eine beliebige Anzahl von Kontakten zu verschicken. Seit den Änderungen werden weitergeleitete Nachrichten als solche gekennzeichnet und können höchstens an fünf Personen gleichzeitig geschickt werden. Inwieweit diese Funktionen helfen, Kettenbriefe zu unterbinden, bleibt abzuwarten. Gerade deshalb ist es wichtig, Kinder schon früh zu einem reflektierten Umgang mit Kettenbriefen anzuregen und über die Gefahren zu informieren.

Ein Smartphone für Opa

Über einen gescheiterten Versuch

Mit meinem Opa, seinem heißgeliebten alten Telefon und meiner Familie im Schlepptau hatten wir es nun endlich geschafft, den nächsten Handyladen aufzusuchen. Schon seit Jahren versuchten wir, meinen Opa davon zu überzeugen, sich von seinem „Pioniermodell“ eines bekannten finnischen Herstellers zu trennen, denn wir konnten uns dieses Elend nicht weiter mit ansehen. Wir waren nicht länger bereit, uns dem Willen des Patriarchen im Sinne des Familienfriedens zu unterwerfen. Im Stillen darauf hoffend, in dem Verkäufer einen weiteren Verbündeten zu haben, der meinem Opa im Rahmen seiner professionellen Tätigkeit davon überzeugen konnte, dass man sich so heutzutage nicht mehr blicken lassen kann, wurden wir gar nicht mehr müde, die Vorzüge des neuen, von ihm präsentierten Produktes zu preisen. Umso tiefer saß der Schock, als der Verkäufer das alte Handy – von uns unbemerkt – repariert hatte. Streber.

Nun endlich, wo sich unsere Hoffnungen erfüllt hatten und das Gerät auch ohne unsere Sabotage das Zeitliche gesegnet hatte, wagte es dieser Mensch, solch einen elenden Schrotthaufen Technik dennoch für funktionstüchtig zu erachten. „Moment mal, Moment mal. Wie? Das geht wieder?!“, fragte Opa völlig entrüstet, aber mit aufkeimender Hoffnung in der Stimme. Ich sah die Gesichtszüge meiner Oma entgleisen. Wie im Chor riefen wir vereint: „Nein! Nein! Wir nehmen jetzt das!“

Jedes Mal, wenn ich an mein klingelndes Smartphone ging oder energisch auf dessen Oberfläche tippte, bewunderte mich mein Opa dafür, wie ich doch in der Lage wäre, mit solch hochkomplexen technischen Geräten umgehen zu können. Ich hingegen bewunderte ihn dafür, wie er auf seinem zerkratzten Display überhaupt noch etwas erkennen konnte. Wenn ich mir dieses vorsintflutliche Gerät so anschaute, ist und bleibt es mir ein Rätsel, wie man überhaupt noch die richtigen Zahlen eintippen konnte, da sie ja schon alle verblasst waren (wahrscheinlich rein intuitiv und auf die eigene Dominanz vertrauend, um dem Gerät den eigenen Willen aufzuzwingen). Fast schon mitleidig schaute ich auf dieses Relikt vergangener Zeiten. Es führte mir die schnelle technische Entwicklung umso eindrücklicher vor Augen.

Ach ja, mein Opa... Er war immerhin einer der ersten Besitzer eines Mobiltelefons in Deutschland. Als selbstständiger Unternehmer war er mit seinem Gerät ständig erreichbar und unabhängig von seinem Büro. Damit war er seiner Konkurrenz anfangs ein ganzes Stück voraus. Oft erzählte er, dass er den ein oder anderen Auftrag nur dank seines Handys gesichert hatte. Damals eine unglaubliche Innovation, die jedem bereitstand, der willens war, 5000 Deutsche Mark (DM) dafür auszugeben. Das Equipment war wohl, um es charmant zu sagen, etwas voluminöser als heute. Irgendwo bin ich aber auch neidisch auf dieses Uralt-Modell, denn mein Smartphone hält garantiert nicht länger als zwei bis drei Jahre. Aber ich bräuchte wahrscheinlich so oder so ein neues, um nicht von meinen Klassenkameraden als technische Evolutionsbremse verstoßen zu werden.

Wir schreiben das Jahr 2596 nach Christus, 9:30 Uhr Ortszeit, ehemals Deutschland in einer Ausgrabungsstätte: „Seht mal, seht mal! Ich hab da was!“ Und da lag es. Das Handy meines Opas. Und es ging noch! SWANTJE BEEWEN

Alles über das Projekt „Jugend & Medien“ und die gesammelten Artikel der Schüler lesen Sie unter www.pnn.de/jugend-und-medien/